

SALLY SMITH

Der Tote in der Crown Row

Ein Fall für Sir Gabriel Ward



GOLDMANN

Sally Smith

Der Tote
in der Crown Row

Ein Fall für Sir Gabriel Ward

*Aus dem Englischen
von Sibylle Schmidt*

GOLDMANN

Die Originalausgabe erschien 2024 unter dem Titel
»A Case of Mice and Murder« bei Raven Books,
ein Imprint von Bloomsbury UK, London.

Der Verlag behält sich die Verwertung der urheberrechtlich
geschützten Inhalte dieses Werkes für Zwecke des Text- und
Data-Minings nach § 44 b UrhG ausdrücklich vor.
Jegliche unbefugte Nutzung ist hiermit ausgeschlossen.



Penguin Random House Verlagsgruppe FSC® N001967

1. Auflage

Deutsche Erstveröffentlichung April 2025

Copyright © by Sally Smith 2024

Copyright © der deutschsprachigen Ausgabe 2025

by Wilhelm Goldmann Verlag, München,

in der Penguin Random House Verlagsgruppe GmbH,

Neumarkter Straße 28, 81673 München

Umschlaggestaltung: UNO Werbeagentur, München

Umschlagmotiv: FinePic®, München

produktsicherheit@penguinrandomhouse.de

Karte: Gestaltung von Sabine Timmann

Redaktion: Johanna Schwering

ES · Herstellung: ik

Satz: GGP Media GmbH, Pößneck

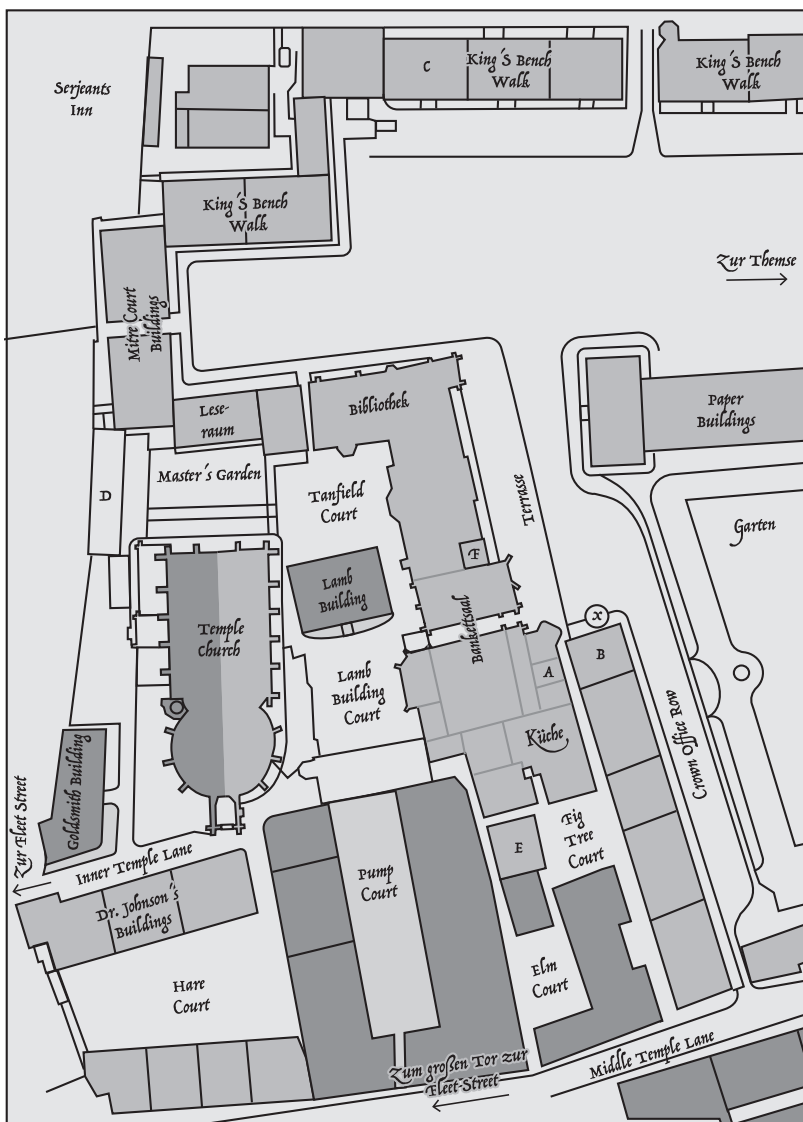
Druck und Bindung: GGP Media GmbH, Pößneck

Printed in Germany

ISBN: 978-3-442-31792-9

www.goldmann-verlag.de

Für Roger



Gabriels Temple

- A Megs Spülküche
- B Chapman's Büro in Gabriels Kanzlei
- C Gabriels Wohnung im ersten Stock
- D Reverend Vernon Osberts Haus
- E Kronanwalt Sir Vivian Bartons Kanzlei
- F Sir William Warings Büro (Schatzmeister)
- X Leiche des Lordoberrichters (Lord Norman Dunning)

■ Gebäude, die zum Middle Temple gehören (Rest des Middle Temple im Westen nicht auf Karte verzeichnet)

■ Inner Temple
(Kirche gehört halb zum Inner Temple, halb zum Middle Temple)

1

Wohl niemand konnte ermessen, was dem Lordoberrichter von England in jenen schrecklichen Sekunden durch den Kopf ging, als er verstand, dass der Tod ihn ereilen würde. Zog sein Leben – erfolgreich und konventionell – vor Lord Norman Dunnings innerem Auge vorüber, wie immer behauptet wurde? Und falls dem so war, blieb ihm noch genügend Zeit, um die ausgesprochen absonderlichen Umstände seines eigenen Ablebens zu registrieren?

Gelegentlich hatte man im Laufe der Jahrhunderte schockiert vernommen, dass weniger gut beleumundete Richter aus niedrigeren Rängen in fremden Betten zu Tode gekommen waren, in Gesellschaft von Personen, die nicht ihre Ehefrauen oder, schlimmer noch, nicht einmal Frauen waren. Auch von Kaschemmen und Spielsalons war zu hören, einmal sogar von einer Opiumhöhle. Lord Dunning jedoch, höchster Richter des Landes, entsprach in jeder Hinsicht den Erwartungen der Gesellschaft. Er hatte an die zwanzig Jahre ebenso ereignis- wie fantasielos Recht gesprochen, und man hätte erwartet, dass er bei seiner Vorliebe für reichhaltige Mahlzeiten eines Nachts aufgrund von Bluthochdruck entschlafen würde.

Gewiss wäre niemand auf die Idee verfallen, dass Lord Dunning Opfer eines Mordes werden könnte.

Seine Leiche wurde am 21. Mai frühmorgens von Kronanwalt Sir Gabriel Ward entdeckt, der buchstäblich über sie

stolperte. Man konnte nicht behaupten, dass Sir Gabriel seine Laufbahn als Barrister mit der Suche nach Wahrheit oder Gerechtigkeit verbrachte, denn beides interessierte ihn nicht sonderlich. Er hatte allerdings höchste Achtung vor dem Gesetz und legte größten Wert auf dessen präzise und erfolgreiche Anwendung.

Für die Rolle eines Amateurdetektivs hätte es keinen erstaunlicheren Kandidaten geben können als Sir Gabriel.

Er lebte allein in seiner Wohnung im Temple, diesem exklusiven und abgeschirmten sieben Hektar umfassenden Bezirk Londons mit Gärten, Plätzen und Gassen rund um die Temple Church, der seit dem vierzehnten Jahrhundert den Männern des Rechts vorbehalten war. Jeden Morgen um zwei Minuten vor sieben, wenn der Arbeitstag im Temple noch kaum begonnen hatte, trat Gabriel aus seiner kleinen Wohnung am King's Bench Walk, schloss die Tür ab und drückte zur Sicherheit noch drei Mal dagegen, obwohl er wusste, dass sie bereits fest verriegelt war.

Dann trat er den täglichen Weg zu seiner Kanzlei an, in der er sich der Rechtsfindung widmete. Die Welt außerhalb der Mauern des Temple war nah und fern zugleich. Südlich befand sich die Themse, Segelbootmasten und Dampferschornsteine waren dort zu erkennen, das Kreischen der Möwen zu vernehmen. Nördlich lag die pulsierende Fleet Street mit dem hektischen Treiben in ihren Zeitungsredaktionen und Druckereien, während der Verkauf der Morgenausgaben begann. Doch Gabriel stand alldem gleichgültig gegenüber, denn er trat nur ebenso selten wie widerwillig durch die Tore in die Außenwelt. Im geschützten Bereich des Temple hatte er alles, was er begehrte. Wenn er vom ge-

waltigen Gebäude der Bibliothek zu der ausladenden Rasenfläche an der Terrasse blickte, murmelte er nicht selten die Worte des überragenden römischen Advokaten Cicero vor sich hin: »Hast du einen Garten und eine Bibliothek, dann hast du alles, was du brauchst.«

Manchmal, wenn Norman Dunning bereits frühmorgens unterwegs gewesen war, weil vor der Verhandlung noch ein Urteil geschrieben werden musste, hatten sich ihre Wege gekreuzt. Gabriel empfand den Lordoberrichter menschlich als uninteressant und intellektuell als unerträglich. Die beiden kannten sich, seit Gabriel sieben und Dunning acht Jahre alt gewesen war. Nach der Schule waren sie gemeinsam am Eton College gewesen, hatten anschließend beide in Oxford studiert und im Inner Temple ihr Anwaltspraktikum absolviert. Beide blickten auf eine lange Laufbahn zurück, die bei Dunning zu seiner Position als oberster Richter des Landes geführt hatte, und bei Gabriel zu dem Renommee, auch noch die vertracktesten juristischen Probleme lösen zu können, an denen seine Kollegen zu verzweifeln pflegten.

Die Allgemeinheit hielt Lord Dunning für gediegen und ehrenwert. Gabriel hielt ihn für dumm. Er hatte schon häufig in trockenem Tonfall und mit seinem charakteristischen Schnauben bemerkt, dass Dummheit offenbar kein Hinderungsgrund war, die Position des hochrangigsten Richters zu erlangen. Ferner war er der Ansicht, dass für diese verantwortungsvolle Stellung mehr vonnöten war als nur Gediegenheit (was ihn eher an Möbel erinnerte). Dennoch hatte Gabriel höchste Achtung vor Dunnings Position und hätte sich niemals Vertraulichkeiten oder Unhöflichkeit erlaubt

gegenüber dem Amtsinhaber der höchsten Richterposition des Landes, der direkt dem Justizminister unterstand.

Wenn sich ihre Wege kreuzten, lüpfte Gabriel deshalb stets seinen Zylinder, sagte »Guten Morgen« und fügte mit einer leichten Verzögerung »Lordoberrichter Dunning« hinzu. Die kurze Sprechpause sollte auf subtile Weise zugleich Respekt gegenüber dem Amt und Verachtung für den Amtierenden zum Ausdruck bringen. Gabriel wäre allerdings empört gewesen, hätte er geahnt, dass Dunning nicht nur diese Verzögerung, sondern auch seinen Kollegen selbst kaum wahrnahm. Der Lordoberrichter dachte lediglich, dass der alte Knabe sich seit seiner Kindheit kaum verändert hatte. Ward war noch immer ein ebenso schüchterner, verschlossener, zaghafter (daher wohl die Sprechpause) Brillenträger wie mit sieben Jahren.

Dann und wann hob Dunning ebenfalls seinen Zylinder an und rief munter »Morgen, Ward«. Dabei musste er aus Gründen, die er niemals hinterfragt hatte, stets an den luxuriösen Frühstücksraum in seinem Haus an der Stafford Terrace in Kensington denken. Er sah seine große Familie vor sich, wie sie inmitten der erdrückenden Pracht aus Mahagoni, Silber, Brokat, Spiegeln und Mezzotinto-Drucken an dem mächtigen mit Speisen überladenen Tisch saß. Und falls der Lordoberrichter bei den Begegnungen mit seinem Kollegen in seinem tiefsten Inneren einen unerklärlichen Anflug von Neid empfand, wurde auch dieser nicht hinterfragt. Grundgütiger, ganz gewiss wünschte Dunning sich nicht das einsame Leben des bedauernswerten Ward.

Der denkwürdige Morgen des 21. Mai 1901 begann wie jeder andere. Da Gabriel nie von seinen Gewohnheiten ab-

wich, eilte er in Gedanken stets voraus. Wenn er die Terrasse überquerte und auf seine Kanzlei in der Crown Office Row zusteuerte, spürte er bereits den schwarzen Türknauf mit seinen jahrhundertealten Lackschichten in der Hand. Und wenn diese schließlich den Türknauf umschloss, ließ Gabriel sich in seiner Vorstellung bereits an dem ausladenden Mahagonischreibtisch mit der ausgebleichenen grünen Leder-schreibunterlage nieder, auf der säuberlich angeordnete, mit rosa Kordeln umwickelte Papierstapel lagen.

Als Gabriel die Kanzlei an diesem Morgen betreten wollte, entging ihm deshalb zunächst, dass etwas vor der Türschwelle lag. Erst als seine Fußspitze gegen ein merkwürdig weiches Hindernis stieß, registrierte Gabriel, der in Gedanken bereits an seinem Schreibtisch saß, dass der Zutritt nicht möglich war. Dann stellte er fest, dass sich vor seiner Tür zweifellos ein Toter befand, das Gesicht zur Wand gedreht, der Torso von einem schwarzen Mantel bedeckt, der Kopf von einem Zylinder. Die Füße des Mannes jedoch waren erstaunlicherweise nackt, gepflegt, wenn auch etwas schmutzig an den Sohlen. Es stellte keinerlei Schwierigkeit dar, über die Beine in den tadellosen Hosen hinwegzusteigen, zu denen die nackten rosa Extremitäten in absurdem Widerspruch standen. Dies tat Gabriel instinktiv, um in den Flur zu gelangen, wo er ebenso instinktiv die Tür hinter sich zuschlug, um den grauenhaften Anblick auszublenzen, wofür er sich später ein wenig schämte.

2

Wie gelähmt ob dieser Störung seiner gewohnten Abläufe, stand Gabriel stocksteif in dem vertrauten Flur. Was nun zu tun war, stand außer Frage: Die Polizei musste geholt werden. Dass die Fernsprechanlage, die jüngst im Büro installiert worden war, für Gabriel noch ein Rätsel war, konnte nicht als Ausrede gelten; wie Chapman, sein Anwaltsgehilfe, unermüdlich betonte, konnte man sich zumindest bemühen, sie zu bedienen. Und sollte dieser Versuch scheitern, würde sich in der Fleet Street ein Botenjunge finden lassen, der im Nu eine handgeschriebene Nachricht ins Polizeirevier befördern konnte.

Während Gabriel sich für eine dieser beiden Handlungen zu entscheiden versuchte, geschah zweierlei gleichzeitig. Aus dem Büro war Chapman zu vernehmen, der mit erhobener Stimme und im Befehlston in das Fernsprechgerät sprach, während von draußen schrille Schreie die friedliche Stille des frühen Morgens störten. Unablässig kreischte jemand: »O nein, o nein, o nein«, bis schließlich die Worte nicht mehr zu identifizieren waren und nur noch eine Art »Oneinonein-onein«-Mantra daraus wurde.

Unwillkürlich riss Gabriel die Tür wieder auf und fand sich der Reinmachefrau gegenüber, die mit Schreckensmiene die schwieligen Hände zu einer Art absurder Bittgeste erhoben hatte.

»O nein«, fuhr sie fort zu kreischen. »O nein, o nein!«

Gabriel, erpicht darauf, den unerträglichen Lärm zu beenden, beugte sich vor, ergriff die Oberarme der Frau, zog und hob sie über die Beine des Toten hinweg und geleitete sie anschließend zu dem Stuhl, auf dem die Kollegen zu sitzen pflegten, die ihm in ihrer Funktion als Solicitors die notwendigen Informationen für einen Fall unterbreiteten.

Der stattliche Chapman, der für seine Verhältnisse außergewöhnlich aufgeregt wirkte, kam nun aus dem Büro.

»Ich habe die Polizei angerufen, Sir«, erklärte er. »Bald wird jemand hier sein.«

»Aber was ist geschehen, Chapman?«

»Ich habe nicht die geringste Ahnung, Sir.« Sonst stets ein Ausbund an Höflichkeit, klang Chapman jetzt erstaunlich brüsk. »Ich bin erst vor fünf Minuten eingetroffen, da war er schon hier.«

Beide Männer mussten mit erhobener Stimme sprechen, um das ohrenbetäubende Geschrei zu übertönen, das unvermindert anhielt.

Gabriel blickte missfällig auf die Tränenbäche und die tiefende Nase der Reinmachefrau und durchforstete sein Gehirn nach einer angemessenen Reaktion. Dabei entdeckte er in einem der hintersten Winkel Worte seines Kindermädchens, die er anwandte, obgleich er sie seinerzeit weder verstanden noch als hilfreich empfunden hatte.

»Kommen Sie«, sagte er. (*Und was soll das bitte schön heißen?*), wollte prompt sein innerer Anwalt wissen. Wohin sollte die Frau denn kommen? Er wollte schließlich nicht,

dass sie irgendwohin kam, sondern dass sie verstummte.)

»Das ziemt sich nicht.«

Und als sei ein Wunder geschehen, schluchzte die Frau ein letztes Mal auf und blieb dann still. Ermutigt durch diesen enormen Erfolg, versuchte Gabriel sich zu erinnern, was sein Kindermädchen als Nächstes getan hatte, aber dieses Mal verweigerte sich sein Gedächtnis. Stattdessen kam ihm in den Sinn, wie die Richter mit in Tränen aufgelösten Zeugen umzugehen pflegten (was nicht selten vorkam, da Gabriels Kreuzverhöre legendär gnadenlos waren), und er fragte die Reinmachefrau, ob sie ein Glas Wasser wünsche. Auch das erwies sich als trefflicher Einfall, da sie flüsternd bejahte.

Und dann stellte glücklicherweise Chapman die Ordnung wieder her.

»Annie, bitte begeben Sie sich ins Büro«, sagte er entschieden. »Dort können Sie gern ein Glas Wasser bekommen. Sie werden Sir Gabriel nicht länger mit Ihrer Hyst... mit Ihrem Entsetzen belästigen. Wir sind alle erschüttert.«

Unruhig verharrte Gabriel an Ort und Stelle. Doch Chapman war nun wieder ganz in seiner vertrauten Rolle als einer jener unverzichtbaren Diener des Rechtswesens, der die Diskretion und Treue eines guten Butlers mit dem Geschäftssinn und der Leutseligkeit eines Theateragenten vereinte. Gabriels Seelenfrieden war Chapmans Seelenfrieden; Gabriels Erfolge waren Chapmans Erfolge; jede Guinee, die Gabriel verdiente, war ein Shilling in Chapmans Tasche. Mit Leichen auf Türschwellen, so erschreckend sie auch sein mochten, musste man umgehen, und der Alltag in der Kanzlei musste weitergehen. Unter keinen Umstän-

den durfte Sir Gabriels eminent wichtige Arbeit beeinträchtigt werden.

»Ihren Mantel und Hut, bitte, Sir«, sagte Chapman. »Ich werde Sie benachrichtigen, sobald die Polizei eintrifft. Die Papiere zum Fall Cadamy gegen Moore befinden sich auf Ihrem Schreibtisch. Sie können hier vorerst nichts mehr tun, Sir. Ich kümmere mich um Annie, seien Sie unbesorgt.«

Wortlos überreichte Gabriel Mantel und Zylinder, ging in sein Zimmer und ließ sich am Schreibtisch nieder. Für gewöhnlich war diese Zeit des Morgens besonderer Stille vorbehalten. Doch nun ließ der Tote auf der Schwelle die Ruhe unheilvoll erscheinen, die überdies wohl nur von kurzer Dauer sein würde.

Sekunden vergingen, untermalt vom Ticken der Wanduhr und dem Tropfen des Wasserhahns in dem Eckschrank, in dem sich ein Waschbecken befand. Während die Sekunden zu Minuten wurden, beruhigte sich Gabriels Herzschlag, passte sich an das Ticken und das Tropfen an, und es hatte den Anschein, als sei die Normalität wiederhergestellt. Gabriel beäugte seinen Schreibtisch. Hatte er das Tintenglas so ausgerichtet, dass die Scharniere des Silberdeckels exakt parallel zum Rand des ewigen Tischkalenders daneben verliefen? Lag sein goldener Bleistift in dem flachen Schildpattkästchen mit der Spitze zum Fenster?

Alles war, wie es sein sollte. Nachdem das festgestellt war, erschien es auch möglich, sich den neuen Unterlagen in dem hochkomplizierten Fall Cadamy gegen Moore zuzuwenden und den Knoten der rosa Kordel an dem Aktenbündel zu lösen. Und Gabriel empfand sogar wie immer die freudige Spannung, die sich verlässlich einstellte, wenn ein besonders

verzwicktes juristisches Problem, an dem weniger begabte Barrister wohl verzweifeln würden, sich vor ihm in verlockender Rätselhaftigkeit entfaltete wie eine Rosenblüte im warmen Sonnenschein.

Es kam selten vor, dass eine juristische Herausforderung Gabriel lange beanspruchte. Aber die außerordentlichen Umstände der Klage von Miss Cadamy gegen Gabriels Mandanten Mr Herbert Moore, den Verleger, bei der es um gigantische Geldsummen und potenzielle Rufschädigung ging, hatten ihn bereits etliche Stunden beschäftigt. Gabriel freute sich auf die nächsten Etappen, während er sich zufrieden schnaubend mit uralten Präzedenzfällen befasste, die vielleicht erhellend sein konnten, und noch die verborgenen Winkel seines Gehirns nach gedeihlichen Einfällen durchforstete.

Dabei umhüllte ein tiefer Frieden Gabriel und seinen Arbeitsraum.

Doch mit diesem Frieden war es rasch vorbei. Keine zwanzig Minuten später war Gabriel gezwungen, sich von seinen Notizen loszureißen, um eine ganz andere Frage zu beantworten, die ihm von einem Constable der Londoner Polizei gestellt wurde.

»Haben Sie den Toten erkannt, Sir?«

»Nein«, antwortete Gabriel. »Sein Gesicht war zur Wand gekehrt und sein Kopf von dem Zylinder bedeckt.«

»Würden Sie den Toten bitte jetzt betrachten, Sir? Ich habe ihn umgedreht und ihm den Zylinder abgenommen.«

So langsam wie eine Schildkröte, ein Tier, mit dem Gabriel ohnehin eine gewisse Ähnlichkeit aufwies, folgte

er dem Polizisten zur Eingangstür und blinzelte bedächtig, während er den Blick auf die Leiche richtete, die jetzt auf dem Rücken lag. Unter dem Mantel war die große Abendgarderobe mit weißer Fliege zum Vorschein gekommen. Der Zylinder lag neben dem Toten, beinahe ehrerbietig. Auf dem blütenweißen Frackhemd zeichnete sich ein kreisrunder scharlachroter Fleck ab, aus dem ein großes Tranchiermesser herausragte. Es war beinahe bis zum Heft versenkt, auf dem ein Pferd mit silbernen Flügeln eingraviert war. Gabriel blieb stumm.

»Und, Sir?«

Auf diese Frage hin äußerte Gabriel eine Tatsache, die so verblüffend war, dass er wie manchmal vor Gericht seine eigene Stimme besonders deutlich wahrnahm. Sie klang ebenso klar und präzise wie ausdruckslos.

»Das ist Lord Dunning.«

»Lord Dunning, Sir? Aber doch gewiss nicht der Lordoberrichter, Sir?« Der Polizist schien zu glauben, er habe es mit einem Wahnsinnigen zu tun.

»Doch«, antwortete Gabriel fest. »Das ist der Lordoberrichter.«

3

»Aber er hat nackte Füße.«

»Sogar ein Lordoberrichter hat Füße, Officer«, erwiderte Gabriel und ergänzte mit dem typischen kleinen Schnauben, das bei ihm oft einer geistreichen Pointe vorausging: »In diesem Fall stand er wohl auf tönernen Füßen.«

»Tönern?«, wiederholte der Polizist verständnislos.

Worauf Gabriel trotz der Befriedigung über die gewitzte Anspielung Scham empfand, denn die Bemerkung war freilich geschmacklos. Dunning war alles in allem gewiss ein anständiger Mensch gewesen. Gabriel sah vor seinem inneren Auge den eifrigen Jungen, der in Cricket gut, aber in allen anderen Fächern nur mittelmäßig war, ständig aufgeschürfte Knie hatte und stets großzügig den Inhalt seiner Brotdose mit anderen teilte.

Gabriels eigene Knie fühlten sich jetzt recht weich an, und da dem Polizisten nicht entging, dass sich eine erwartungsgemäße Reaktion auf das Geschehen einstellte, fasste er Gabriel fürsorglich am Ellbogen und steuerte ihn in sein Arbeitszimmer, gefolgt von Chapman, der mit Argusaugen über seinen Dienstherrn wachte.

Als Gabriel wieder hinter seinem Schreibtisch saß, fühlte er sich gleich sicherer. Constable Maurice Wright jedoch, der erst zwei Jahre bei der Londoner Polizei tätig war, wünschte sich sehnlichst zurück zum Streifendienst in der Fleet Street,